

**VERDAR**  
Illustrirte Damen-Zeitung

**Inhalt:** Unsere Sonntagsfahrt. Amerikanische Skizze von Sara Huxler. — Madame Judic in der Rolle von „Lili's Großmutter“. — Auf Helgoland. Studien von G. Hermstein. (Fortsetzung, mit Abbildung.) — Straße in Kairo. Originalzeichnung von Themistokles von Edenbrecher. — Literarische Charaktere. I. Rudolf Lindau. Von Ludwig Biemssen. — Mosaik. — Mode-Notizen (mit Abbildungen). — Wirtschaftsplaubereien (mit Abbildung). — Schach. — Aufgabe. — Vierfüßige Charade. — Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 30 Seite 176. — Rebus. — Correspondenz.

**Unsere Sonntagsfahrt.**

Amerikanische Skizze von Sara Huxler.

Es hatte vier geschlagen. Mit dem Ausklingen des

vierten Tremolos (unsere alte Wanduhr schnarrte fast wehmüthig) trabten die beiden Grauschimmel, welche seit einem halben Jahrzehnt die Bierde unserer Familiencarosse waren, aus dem im Hinterhof liegenden Stall um die Straßenecke

und hielten, bei dem lautcommandirten „Whoa up“ unseres irländischen Kutschers, mit wolerzogener Promptheit vor den Stufen unseres Hauses.

„Mite ist da!“ brüllte Robert, unser Jüngster, aus einer



Madame Judic in der Rolle von „Lili's Großmutter“. Nach dem Gemälde von Charles Giron.



dreizehnjährigen moutirenden Kefle zur Wendeltreppe hinauf und wir traten insgefammt, Vater, Mutter, ich und das Kind zu unserer sonntäglichen Spazierfahrt gerüstet aus dem Wohnzimmer des ersten Stockes.

„Vorsichtig, daß es nicht fällt!“ mahnte Mutter, von der untern Stufe der Treppe auf mich zurückblickend, die ich, meinen kleinen Erstgeborenen an der Hand, ihr zu folgen mich anschiekte, und Vater faßte, die Brille hochschiebend, das Patschchen unseres Kindes und führte es, bei jedem weit ausgeholten Schritte des kleinen Burschen bewundernde Worte ausrufend, an den vor dem Hause harrenden Wagen.

„Hat es auch seine Kamashen an?“ Mutter tastete vor dem Einsteigen prüfend an dem Batisttröckchen meines Kindes umher. Es lag in ihren steten Untersuchungen ein Angriff gegen meine mütterliche Umsicht. Ich überhörte mit trotziger Absichtlichkeit ihre Frage und knöpfte beharrlich an meinem Handschuh herum. Wir nahmen unsere Plätze im Wagen ein. Neben mir im Fond saß Mutter. Auf dem Vorderstuhle Vater, Robert und Mike — der Kutscher.

Unser Kind schwebte unsicher auf Vaters Knien.

„Wollte Dein Mann nicht mit?“ fragte Mutter, als wir im Lichte der sinkenden Sonne ins Land hinaus dem allsonntäglich frequentirten Kaffeegarten zufuhren, und ich brachte, verlegen genug, die mir von Harry aufgetragene, sich wöchentlich wiederholende Entschuldigung hervor: „Es that ihm sehr leid. Er — er — ein Freund kam gerade, ihn abzuholen.“

Mutter nickte und schwieg. Mutters Schweigen war stets bezeichnend. Ich war in diesem Augenblick bitterböse auf meinen eigensinnigen Gatten, der nun einmal Lustgärten und Kaffee verabscheute und sich beharrlich weigerte, die Sonntagsfahrten, auf die unsere Eltern hielten, mitzumachen. Ich war im Begriff, eine neue Entschuldigung beizufügen, da aber Mutter sich vorgebeugt hatte und sich an der Schärpe des Kindes zu schaffen machte, durfte ich schweigen. Die Schärpe saß. Mutter fuhr noch sicherheitsshalber mit der Hand über die rosigen Kinderwangen und lehnte sich mit zufriedener Miene in die Kissen zurück.

„Wie er wieder ausfieht, der Goldjunge!“

Der „Goldjunge“ schwankte meiner Ansicht nach gefährlich unsicher auf seines Großvaters Knien umher, wo er stehend allerlei unruhige kleine Sprünge unternahm, welche lautgeäußerte Entzückungsrufe seitens der Großeltern hervorriefen.

„Sieh bloß den Jungen!“ prahlte Vater, einen der Zügel aus des gutwilligen Kutschers Hände nehmend und sie dem kaum zweijährigen Menschenkinde reichend, „sieh bloß den Jungen!“

„Um Gotteswillen, daß er nicht fällt,“ lächelte Mutter leuchtenden Auges und Robert, unser jüngster, selbst arg verzogener Bruder, sah den Bewunderungsprozeß erst schweigend aus halb zugekniffenen Augen mit an und zog endlich, unfähig seine Begeisterung länger zu unterdrücken, ein Federmesser aus der Tasche und reichte es dem „Goldjungen“ hin. Mein Dazwischenruf hinderte die Uebergabe.

„Wie kannst Du nur? Ein Messer — so einem Kinde!“

„Anything else?“ (Sonst nichts zu bemerken?) knurrte mein lebenswürdiges Bruder mit böse blitzenden Augen und Messer und Hand verschwanden trotzig in die Tiefen seiner Taschen zurück.

„Er hat's gerade nicht böß gemeint,“ bemerkte Mutter etwas spitz. Sie vertrug es nie gut, wenn man Robert mißbilligte.

Vater hatte für nichts Augen, als für das Baby.

„Rufe einmal Mike,“ flüsterte er dem rosigen Kerlchen zu und der kleine Mensch setzte alsbald die alte frohe Stimmung wieder her, indem er aus kräftigster Kehle und mit unendlich komischen Gesichtsverrenkungen sein „fik — fik“ hervorbrachte.

Wir näherten uns dem Bestimmungsort. Wagen auf Wagen reisten sich aneinander und hielten vor dem großen Sommergarten, deren allüberall zerstreute kleine Lauben verlockende schattige Ruheplätze boten. Lustige Kinderstimmen drangen zu uns heraus, als wir uns nicht ohne Mühe durch die Reihen von Familienwagen einen Weg bahnten, um den Garten zu betreten. „Halt' das Kind fest!“ mahnte Mutter und „vorsichtig — ein Stein!“ rief Vater.

Wir hatten nach einigen Erörterungen eine Laube gewählt. Vater wischte sich, Platz nehmend, den Schweiß von der Stirne, während Mutter mit ihrer gewohnten Vorsicht einen mitgebrachten Plaid über die Bank breitete.

„So, mein Goldkind, nun kannst Du klettern!“

„Ruf einmal Bier!“ ermunterte Vater, sein Gesicht dicht an das unseres Kindes gedrückt, „ruf einmal Bier!“

„ier — ier!“ versuchte folglos aber ernsthaft der Kleine, und Vater lachte vor Vergnügen hell auf und klopfte mit beiden Händen auf den Tisch.

„Ein kostbarer Junge, ein großartiger Bengel!“ Seine Begeisterung ließ sich nicht länger eindämmen. Er faßte, unfähig, die Vorzüge seines merkwürdigen Enkels länger im Verborgenen zu lassen, den Kleinen an der Hand und verließ mit ihm die Laube.

„Nicht in die Sonne!“ warnte Mutter und wir folgten mit den Blicken den Beiden, wie sie in kleinen trippelnden Schrittlchen den Kiesweg entlang gingen.

„Wie er läuft!“ schmunzelte Vater zu uns zurück, zu gleicher Zeit mit herausfordernden Augen in die umgebenden Lauben schielend und — richtig — er fand einen Bekannten, dem er den Jungen vorführen konnte: „Sieh 'mal an, Degen-dorf! Tag, lieber Freund! Wundern sich wol über das da! Mein Enkel! Strammer Junge, was? Gib 'mal ein Händchen, mein Goldfuchs! Was er für Haare hat, was? Na — zieh doch nicht so! Geht fir, der Bursche — na auf Wiedersehen — Wiedersehen. Der Racker steht ja nicht still — toller Bengel, wo willst Du denn hin?“

Vater folgte dem voranstrampelnden Kerlchen mit ostentativer Gezwungenheit. Wir hatten von der Laube aus freie Aussicht über den Garten. Mutter bereite den Kaffee mit Hast und die auffällige Nervosität ihrer Handbewegungen deutete darauf hin, daß sie etwas alterirte. Wir sahen, wie Vater mit einer Grazie, wie er sie selten anwandte, den Hut zog, sahen, wie er, Mutter war dicht an den Rand der Laube getreten, unser Kind zu einer kleinen Gruppe heranführte, die eben angekommen sein mochte.

Eine schlanke blonde Dame kniete halb auf den Kies und überredete scheinbar das eigene sehr schüchterne Kindchen zu einer Annäherung an unseren Jungen.

„Vater brauchte auch nicht mit all' und Jedem!“ meinte Mutter, welche sich an Vaters Vorliebe für schöne junge Frauen nur wenig erfreute, und ich schob mich, von der niedlichen Scene zwischen den beiden schneelig gekleideten Kindern angezogen, der Gruppe entgegen. Robert mühte sich, verächtlich dreinzuschauen.

„Ich glaube bereits das Vergnügen gehabt zu haben, Sie zu sehen,“ bahnte Vater mit Geschick die Bekanntschaft an. „Ja, ich glaube, wir sind Nachbarn,“ lächelte die Fremde zuvorkommend zurück.

„Kenne sie gar nicht, keine Spur von Nachbarin,“ entschied Mutter. Vater hatte sich zu dem schüchternen Mädchen niederbeugt.

„Ein reizendes Kindchen,“ schmeichelte er geläufig und der bis dahin schweigsam dastehende Ehegatte gab Revanche, indem er unserem Jungen wohlwollend übers Haar strich.

„Ein hübsches Roth,“ bemerkte er nachsichtig, „bleibt nicht roth.“ Mutter war urplötzlich neben uns.

„Roth?“ sagte sie mit erregt hochgeschraubter Stimme und erzwungenem Lächeln, „roth ist doch das Haar nicht zu nennen.“ „Wer Mann, wie kannst Du?“ verbesserte die junge Frau. „Du hast nichts gesehen, das Kind ist blond, goldblond!“

„Aber natürlich goldblond,“ schmunzelte Vater, dann machte er, halb um abzulenken, den Vorschlag, die Kinder einander zu überlassen.

„Sie ist so schüchtern, meine Kleine,“ wandte die Frau ein.

„Unser Junge wird sie schon munter machen,“ tröstete Vater.

„Gib ihr das Händchen,“ flüsterte er in seinen gefühlvollsten Ueberredungstönen unserem Kinde zu, „gib dem niedlichen kleinen Mädchen Dein Händchen!“

Mit einer erschreckend gehorsamen Promptheit fuhr unser Sproß auf das zartgegliederte winzige Ding los.

„Whoa up!“ schrie Robert, als beide Kinder übereinander zu stolpern im Begriff waren. Weshalb er so that, als rief er Pferde an, wußte ich nicht. Ich begnügte mich damit, ihn vernichtend anzusehen.

„Sieh bloß den Jungen,“ erklang Vaters Stimme von Neuem, und Mutter wandte sich von den nun wirklich liebevoll aneinander geschmiegteten zwei Kindern ab und rief zum Kaffee.

„Süßes Geschöpf,“ bewunderte Vater, einen Blick auf unser Kind und einen auf die erröthende Nachbarin werfend.

„Willst Du nun trinken oder nicht?“ fragte Mutter etwas scharf und wir betraten zögernd die Laube. In der neben der unsrigen hatte das junge Ehepaar Platz genommen. Etwa zwei Fuß von uns ab auf dem breiten Kieswege wanderten Hand in Hand die beiden Kleinen. Unser Kind hatte das Aermchen des andern Püppchens mit seinen beiden Händen fest umklammert. Es watschelte, seinen ganzen Vorrath von Redekenntnissen großthuerisch und vergnüglich austramend, mit dem schüchternen kleinen Ding immer auf demselben Fleck herum.

„Fik — fik — da — hotte — hotte — Opapa!“ declamirte er der kleinen Gefährtin vor.

„Großartiger Bengel!“ rief Vater und Robert schlug bei einer schwankenden Bewegung des kleinen Paares eine helle Lache auf.

„Swear they'll tumble!“ (Möchte wetten, daß sie purzeln!) prophezeite er mit empörender Sicherheit und Vater schoß über seine Brille fort einen strafenden Blick auf den schmunzelnden Sohn.

„Willst Du noch ein Täschchen?“ fragte Mutter, um abzulenken. Sie hatte den Blick dabei auf den Kiesweg gerichtet, wo unser Junge soeben mit erstaunlicher Geschicklich-

keit die kleine Bekanntschaft sammt dem rosa Tüllmützchen in die Arme schloß.

„Was sagt Einer dazu?“ und „still, hört ihn nicht!“ staunte und befahl sie zugleich. Wir alle saßen vor Begeisterung starr vor unsern Tassen und sahen dem Schauspiel zu.

„Er küßt sie, der Sappermentskerl,“ gluckte Vater, dessen Stimme vor Erregung übergeschlagen war. In der That hatte der kleine Mensch sein aufgesperstes Mündchen liebkosend auf das ovale weiße Gesichtchen der Kleinen gedrückt, was in der Nebenlaube wie bei uns Approbationsruise nach sich zog.

„Laß sie nur!“ gebot Mutter, da Vater eigenartig freundschaftliche Blicke in die Nebenlaube sandte, „laß sie nur und trink noch ein Täschchen!“

„Ein Mordsjunge,“ schmunzelte Vater einlenkend, seine Tasse hinreichend. Der letzte Rest aus der großen Kanne sickerte langsam in die Tasse. Robert stopfte sein letztes Stück Kuchen gewaltsam auf einmal in den Mund, als ein plötzlicher Schrei aus zartester Kinderkehle uns sämmtlich in die Höhe jagte.

„Um Gotteswillen — das Kind!“ Dieses Mal war es ein Glück, daß Robert seine Ruhe bewahrte. Er rettete durch seine Geschicklichkeit den Tisch vor einem gewaltsamen Umsturz. Es war nicht zu definiren, welche von den Insassen der beiden neben einander gereihten Lauben zuerst auf dem Schauplatz des Unglücks stand.

Neben dem auf dem Kiesweg liegenden kleinen blaßblonden Kindchen kniete, ungeachtet ihrer frischgewaschenen Leinenrobe, die junge Frau und raffte, vor Erregung und Angst blaß aber schön, ihr weinendes wimmerndes bébé in die Arme.

„Es blutet — o Gott, es blutet!“

„Blutet?“ riefen wir alle verblüfft, erschreckt, „blutet?“ und „es ist gebissen,“ schrie die junge Frau laut auf.

„Wasser, Wasser — rasch!“ commandirte Vater, ihr zur Seite.

Ein Ahnungsgefühl durchzuckte mich beim Anblick des sich rötlich abhebenden Kreises auf der Wange des fremden Kindes. Mein scharfes Auge erkannte durch das Gewirre der vielen geängstigten Stimmen die Eindrücke zweier fester kleiner Zähne auf dem weißen Fleische des armen Kindes. Ich warf einen raschen Blick auf unsern Jungen. Er stand mit einer wahrhaft würdevollen Seelenruhe auf dem Kieswege und blickte mit ahnungslosen Kinderaugen auf die schreiende Gefährtin.

„Weh?“ fragte er lebenswürdig, und beim Klang seiner Kinderstimme schossen die Blicke Aller mit vernichtender Wucht auf seine kleine Person.

„Ah — der Junge!“ rief zuerst die junge Frau schauernd, indem sie aus dem Napf, den Vater hielt, Wasser schöppte und thranenden Auges mit ihrem Batisttuch Umschläge auf die Wunde ihrer Kleinen legte.

„Ah — der Junge!“ Vaters Augen folgten den ihren.

„Ein sauberer Bengel!“ schalt er, von dem Schmerz der schönen Frau zur Tragik hingerissen und sämmtliche verwandtschaftliche Rücksichten abstreifend, „bist Du ein Thier, daß Du beißen mußt?“

„Das Kind wird eine Narbe behalten,“ jammerte die junge Frau und der Gatte sandte wahrhaft drohende Blicke zu „unserem Jungen“ hinüber und murmelte boshaft: „Ich traute dem Rothkopf gleich nicht!“

„Rothhaarige Menschen sind alle böswillig,“ klagte die Frau von Neuem; „wenn unser Liebling auf ewig gezeichnet bleibe — oh — oh!“

„Schaff' mir den Jungen aus den Augen!“ donnerte plötzlich Vater, durch die letzte Annahme außer Rand und Band gebracht, und „es ist stark von dem Kinde, so zu beißen,“ eiferte nun auch Mutter. Der Einzige, der sich in der Sache wie ein Mensch benahm, war Robert. Er that zwar auch nichts Begütigendes, aber als ich auf Vaters laut gethanen Vorschlag: „Braun und blau sollt' er gehauen werden,“ mein verblüfft dastehendes Erstgeborenes auf den Arm nahm und es schlüpfend in die Laube trug, hatte er doch die gute Manier, einige Worte vor sich hin zu knurren, die so klangen wie „Damn lot of fuss about nothing!“ (Verdammt viel Aufhebens um nichts!) Ich hielt mein Kind auf dem Schoß, mein stark beschimpftes, schlecht behandeltes Kind. Ein Gefühl von Zorn gegen die Meinigen erfüllte mich. Wie konnte man meinen Jungen böse nennen — ihm seine rothen Haare — die sie sonst in solch überschwänglichem Entzücken „goldblond“ genannt, als Schimpf vorhalten? Was konnte er überhaupt für seine Haare? Es war ja unangenehm, daß er gebissen hatte, es war unangenehm, aber Bosheit war der Beweggrund nicht gewesen, mein Kind war nicht böß. Und sie wußten das auch ganz gut. Es hatte das Kindchen liebkosen wollen und dabei zu derb zugefaßt. Mir that das wunde kleine Ding leid, aber daß sich Alle so gegen mein Kind empörten und von mir verlangten, ich solle mein Kind züchtigen, in Gegenwart Anderer züchtigen und wol gar zur Genugthuung jener Anderen — das war zu viel! Es war immerhin ein Kind und —

„Was kann man zur Beruhigung der Leute thun?“ hörte ich Vater flüsternd fragen und Mutter, deren praktische



Anschauungen zuweilen drollig waren, suchte die Achsel und meinte: „Erbiete Dich, den Arzt zu bezahlen!“

„Aber Frau, wo denkst Du hin?“ Vater war empört. Er trat mit chevaleresker Haltung auf die noch immer bleiche Frau zu.

„Geh's ein wenig besser?“

„Danke!“ erwiderte etwas frostig aber ruhiger die besorgte Mutter. „Wir werden nach Hause fahren und ärztliche Hilfe suchen.“

„Erbiete Dich doch, zu bezahlen,“ rieth Mutter nochmals, aber Vater blieb fest. Ich saß in meinem gekränkten Gefühle verböhrt noch in der Laube. Ich hielt mein Kind, das in harmlosester Nichtsahnung mit Tassen und Löffeln spielte, auf dem Schoß und sah's mit Aergerniß, wie Vater sich dienstbesessen um die fremden Leute kümmerte, ihnen, am Wagen stehend, noch allerlei Bedauerliches über das Kind sagte, das heiläufig wieder ganz ruhig geworden und durchaus keine „Narbe“ zu behalten berechtigt war. Die Leute sandten noch einen letzten gehässigen Blick auf „unsern Jungen“ zurück, bevor sie ihr Pferd in Trab setzten.

„Wir wollen auch fahren!“ Ich blickte, da Vater mit diesem Entschluß die Laube betrat, nicht auf. Mutter nahm schweigend den Plaid zusammen und Robert stieß, vor der Laube stehend, mit dem Haden seines Stiefels den Kies hoch. „Kellner!“ rief Vater unnötig laut. Es war keiner von ihnen taub. Die Rechnung war schnell ausgeglichen. Unsere Carosse fuhr vor. Wir nahmen schweigend unsere Plätze ein. Diesmal blieb das Kind im Fond bei mir. „Fike, Fike!“ rief es einmal in gewohntem Graße dem Kutscher zu und Mutter faßte im wiederkehrenden großmütterlichen Warmgefühl das bewegliche Händchen und hielt es fest.

Wir durchfuhren, ohne zu sprechen, die dunkel gewordenen Straßen der Stadt und Vater wandte sich kurz zu mir und fragte etwas steif: „Willst Du gleich nach Haus oder kommst Du noch mit zu uns?“ und ich erwiderte so artig als es eben ging: „Nach Haus, bitte!“ Eine kleine Strecke noch. Wir waren da. „Whoa up!“ rief Mike. Die Grauschimmel hielten. Ich stieg allein aus. Mutter reichte mir das Kind. Der Augenblick meiner Satisfaction war gekommen.

„Sage Großmama gut Nacht,“ gebot ich dem Kinde, indem ich das Händchen zu ihr hinaufführte, „sag auch Onkel Robert gut Nacht!“ Ich war so kindisch, stolz zu sein auf die trotzige Art, in der ich Großvater überging. Mit einem „Danke“ und „gut Nacht Alle,“ marschirte ich verbissen ins Haus. Die Grauschimmel trabten davon. Ich stieg — ein leichtes Wehgefühl hatte ich doch, als ich das Verhalten der Räder auf dem Steinpflaster hörte — ins Wohnzimmer hinauf. Harry war noch nicht heimgekehrt. Ich begann langsam meinem müde gewordenen Kleinen die Schleifen abzustechen und es zum Schlafengehen herzurichten. Inzwischen grübelte ich über das Gesehene nach und sann mich tapfer in mein eigenes Aergerniß noch tiefer hinein, als mein Gewissen mich zu peinigen begann.

Weshalb hatte der Vater gleich einen solchen Ton angenommen? Wie konnte er denken, daß „unser Junge“ mit Absicht heißen würde? Als ob es überhaupt schicklich wäre, sein eigen Fleisch und Blut vor fremden Menschen zu beschimpfen, und Alles, weil die Fremde hübsch war und jung. Das Kind hatte röthliches Haar, aber lockig war es, sehr lockig und Vater hat tausendmal selbst gesagt, daß das Haar aus seiner Familie stamme, und heute ließ er es beschimpfen, als ginge es ihn nichts an. Nun ja, wenn das Kindchen ihn nichts anging, wie sollte man denn damit noch aufdringlich sein! Es war sehr richtig und taktvoll, daß es kein „Gut Nacht“ gesagt, denn wer weiß, ob das Händchen nicht zurückgestoßen worden wäre und — still doch! Was war das? Ging nicht die Hausthür? Gewiß kam Harry. Wie gut, daß er gerade jetzt kommt, bevor das Kind schläft.

„Horch, Baby, horch! Wer kommt?“

„Opapa?“ fragte der Junge, und mein Herz that mir plötzlich wieder eigen weh. „Unser Kind“ hatte das Fingerglied mit drollig erwartender Geberde an die Nase gelegt, das nackte Aermchen leuchtete rosig weiß. Die Schritte kamen näher. Es waren langsame schwere. Wer — wessen Gang war das? Ich rührte mich nicht von der Stelle, als die Thüre langsam geöffnet wurde. Auf der Schwelle stand Vater. Sein altes Gesicht hatte einen halb zürnenden, halb gerührten Ausdruck. Er blickte, ohne zu sprechen, während einiger Sekunden auf die fetten Kleinen entblößten Schultern des Kindes und plötzlich sah ich in seinen Zügen die altgewohnte, entzückte Zärtlichkeit.

„Komm' her, Junge!“ rief er, die Arme ausbreitend. „Großpapa konnte doch nicht schlafen gehen ohne seinen Gute-Nacht-Kuß. Komm' her zu Großpapa, Junge!“ Ich ließ das Kind los.

„Opapa! hote!“ jauchzte es, schläfrig und unsicher auf ihn zuwatschelnd. Ich stand im Hintergrund des Zimmers und wischte mir rasch und heimlich die nervösen Thränen aus den Augen. Eine Last fiel mir vom Herzen, als Vaters Arme das Kind liebevoll umschlangen. „Mein Goldjunge!“

flüsterte er, zärtlich über ihn gebeugt. „Du mein Goldjunge!“ Die Lampe überstrahlte hell das trauliche Zimmer. Im großen Lehnstuhl saß Vater und hielt das Kind in den Armen. Das rothgelockte Köpfchen lag schlummernd gegen seine Brust. Im Zimmer war es still. War's Täuschung oder schlossen sich die alten Augen in dem Lehnstuhl auch. Ich schlich mich leise näher und drückte meine Lippen reuig auf des Vaters Hand. „Famoser Junge!“ flüsterte er im Halbschlaf, „mein Enkel, fiver Junge, was?“



### Auf Helgoland.

Studien von G. Hermstein.

(Fortsetzung.)

#### III.

Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, einander in Helgoland auszuweichen. Wer einen Feind besitzt, dessen bloßer Anblick genügt, ihm den Tag zu verderben, sollte sich, bevor er nach Helgoland reist, erkundigen, ob der Verfaßte nicht schon vor ihm dort Posto gefaßt, denn in diesem Falle käme er um jeden Reisegenuß. Die Insel ist so klein und das Badeleben an so bestimmte Stunden geknüpft, daß man sich, sofern man nicht seine Zeit auf einsamen Bootpartien verbringen will, fortwährend in großer Gesellschaft befindet. Des Morgens trifft man sich auf der Landungsbrücke und der Düne, des Mittags an der table d'hôte, später im Nachmittagsconcert am Pavillon, zum Sonnenuntergange unfehlbar am Nordcap und nur der Abend zersplittert die Einheit der Kurgäste in Hunderte kleiner Gruppen, welche in den Biergärten oder am Strande Nachtlust und Meeresrauschen genießen.

Fräulein Erna Hagen gefiel dieses müßige bewegte Leben in großer Gemeinschaft ganz außerordentlich und sie begriff nicht, daß ihre Schwester sich durch ihre Bootpartien mit Antje Nielsen demselben täglich stundenlang entziehen mochte. Frau Malwine ihrerseits belächelte im Stillen Erna's Vorliebe zum festen Lande, dessen hauptsächlichlichen Grund — den Durst der Jugend nach Vergnügen und Unterhaltung — sie natürlich erkannte; sie vertraute das junge Mädchen den mütterlichen Fittichen einer alten Dame an, der Geheimgastin Meinhardt, welche sie an der table d'hôte kennen gelernt und die für die beiden Schwestern eine große Vorliebe gefaßt hatte, und überließ sich auf ihren Bootfahrten jenem traumhaften Behagen, welches der Einfluß der kräftigenden Seeluft schon nach wenigen Tagen zu erzeugen pflegt.

Längst sah sie in ihrem Fährmanne nur noch das, was er wirklich war, denn nichts ist besser geeignet, eine Aehnlichkeit in unserem Gedächtnisse zu verwischen, als der nahe Verkehr mit der fraglichen Person, der uns je mehr und mehr die Unterschiede der beiden Doppelgänger zeigt, und hier war Alles, Bildungsgrad, Beschäftigung, Kleidung, zu abweichend von dem Urbilde, als daß Frau Beier länger als zwei Tage bei Antje Nielsen's Anblick an ihren Gatten hätte erinnert werden können. Sie fand — fast müßte es hier heißen: im Gegentheil — an dem Manne Gefallen, sein finsternes Gesicht schreckte sie nicht, klang doch eine verwandte Saite ihres Herzens bei seinem Leide mit.

Antje Nielsen hatte ihr bald nach ihrer Bekanntschaft

mit der kleinen Margret auf eine theilnehmende Aufforderung hin seine Geschichte erzählt; im Wesentlichen entsprach sie dem, was die junge Frau sich bereits davon gedacht hatte; neu und für ihr sittliches Gefühl geradezu verblüffend war ihr nur die Thatsache, daß das treulose Weib sein Kind verlassen hatte, als dasselbe noch nicht einmal sein erstes Lebensjahr ganz vollendet. Die Frau war heimlich mit einem vornehmen jungen Engländer nach London gegangen und hatte Mann und Kind vergessen, ja, was letzteres betraf, so hegte Antje Nielsen die

festeste Ueberzeugung, daß es nicht sein eigenes sei und duldete es nur um sich, weil er mußte.

Frau Beier gab dieser Ueberzeugung in ihrem Herzen Recht, einmal, weil eine tugendhafte, in sich gefestete Frau in ihrem Urtheile über eine Gefallene stets unbittlich ist und häufig in seiner Strenge über das verdiente Maß hinausgeht, sodann aber auch, weil die kleine Margret in ihren Zügen so gar keine Verwandtschaft

mit denen Antje Nielsen's aufwies.

„War Ihre Frau schön?“ hatte Frau Malwine zuletzt gefragt.

„Ja,“ hatte er kurz geantwortet, und da sie darauf geschwiegen, so hatte er nach einer Weile hinzugefügt: „Die Fremden nannten sie die Perle von Helgoland.“

Das erklärte freilich viel. Frau Beier dachte an ein Wort im Faust, wo Phorkyas-Mephistopheles erklärt,

„daß Scham und Schönheit nte zusammen, Hand in Hand den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad,“

und während ihr Herz jene Frau verdamnte, fand ihr Verstand für deren Fall, wenn nicht eine Entschuldigung, so doch eine Erklärung, — und das ist freilich das Höchste, was ein sittliches Weib einem unsittlichen zugestehen mag.

Zuweilen, wenn die See sehr ruhig war, nahm Frau Malwine auf Antje Nielsen's gleichgiltig gegebene Erlaubniß hin die kleine Margret, deren geheilter Fuß nicht länger ein Hinderniß bildete, sie in das Unterland gehen zu lassen, mit sich auf das Meer hinaus. Dann feierte das stille Kind glückselige Stunden, hielt mit strahlenden Augen die Angelschnur in der Hand und fing mit seiner Beschützerin um die Wette Schellfische und Matrelen, und bei der Heimkehr durfte es den ganzen Fang zur Großmutter tragen.

Für Margret war die junge Frau eine himmlische Offenbarung von Güte und Liebe, und wenn das holdselige Kindergeächelchen mit dem Ausdruck schwärmerischer Verehrung zu ihr aufblickte, fühlte Frau Beier jedesmal eine sonderbare Regung von mütterlicher Zärtlichkeit für das verlassene kleine Wesen.

Jemand war mit Frau Malwinens Vorliebe für einsame Wasserfahrten sehr unzufrieden, das war der Regierungsrath. Von Anfang an durch ihre äußere Erscheinung für die junge Frau eingenommen, späterhin durch ihr einfaches natürliches Betragen sehr entzückt, hatte er es sich so angenehm gedacht, die Müßigkeit des Badelebens durch eine anregende kleine Liebeleil mit der „Wittwe Malwa,“ wie er sie gegen Herrn von Löben ausschließlich nannte, auszufüllen. Nun mußte er erleben, daß sie seiner stets lebhaften, zuweilen selbst geistreichen Unterhaltung zwar mit Interesse folgte, aber nicht nur nichts that, um dieselbe aufzusuchen, sondern im Stande war, mitten in einer Plauderei die Taschenuhr herauszuziehen, und ruhig zu bemerken: „Jetzt muß Antje Nielsen mit der Zurüstung des Bootes fertig sein,“ und davon zu gehen.

„Ich muß mich gleichfalls auf den Matrelenfang verlegen,“ sagte sich der Regierungsrath, und so geschah es, daß sich die Beiden eines Tages allein draußen auf hoher See trafen, Frau Beier mit einem beinahe moquanten Lächeln, Werderbrook über den sonderbaren Zufall natürlich grenzenlos überrascht.

„Haben Sie schon etwas gefangen, gnädige Frau?“ rief er herüber, als er sich von seinem Erstaunen einigermaßen erholt hatte.

„Gewiß! vier Schellfische und zwei Matrelen.“

„Da steht man es, Sie ziehen nicht nur die Menschen, sondern selbst die Thiere an. Wüßte ich doch das Geheimniß dieses wunderbaren Magnetismus!“

„Ich könnte es Ihnen verrathen, aber ich fürchte, Sie werden keinen Gebrauch davon machen können.“

„Da bin ich doch begierig. Also was, gnädige Frau?“

„Kaltes Blut! Sie werden nie in Ihrem Leben eine



Matrele fangen, wenn Sie die Angelfischur so unruhig im Wasser herumzerren, wie Sie eben thaten."

"Kalt es Blut!" wiederholte er. "Nun, für den Fischfang mag es gelten, aber für die Menschen! Denken Sie doch, wie langweilig es in der Welt sein müßte, wenn alle klug und bedacht wären. Nein, gnädige Frau, ehe ich auf diesen so köstlich nährreichen Planeten durch kaltblütige Weisheit berühmt sein mag, lieber halte ich es mit dem heißblütigen Gegentheil."

Frau Veier lachte und sah, indem ihre klaren braunen Augen seinem stechenden Blicke mit ruhiger Heiterkeit begegneten, so merkwürdig jung und mädchenhaft aus, daß der Regierungsrath sich vornahm, auf irgend eine harmlose Weise Fräulein Hagen zu veranlassen, das Alter ihrer Schwester zu verrathen.

Die Boote waren, während ihre Insassen sich unterhielten, neben einander hingesegelt; jetzt wandte Antje Nielsen auf eine Handbewegung der Dame das Segeltau, so daß sein Fahrzeug sofort ein weites Stück von dem anderen abtrieb.

"Auf Wiedersehen!" rief Frau Veier noch dem durch die rasche Abkürzung des Rencontres sehr unangenehm enttäuschten Regierungsrathe zu, dann lehnte sie sich in die Wachstuchkissen zurück, mit welchen ein für allemal Antje Nielsen sein Boot für sie ausstaffiren mußte, und dachte über die letzten Worte Werderbrook's nach.

Daß er für seine Person kein heißblütiger Dummkopf sei, wenn es ihm auch gepaßt hatte, sich als solchen vor ihr zu bezeichnen, wußte sie sehr genau, ja, sie traute diesem Manne weit eher eine woldurchdachte Bosheit, als eine hitzige Eitelkeit zu, obgleich er ihr gefiel; aber sie gedachte mit Wehmuth einer Zeit, wo sie selbst heißblütig und thöricht gewesen war, und dann einer anderen, welche sie so schnell, so grausam schnell kühl und klug gemacht hatte. . . . "aber auch frei!" sagte sie sich tiefathmend, "denn am Ende ist jede Leidenschaft nichts als eine Fessel für den Geist." Und sie sah Antje Nielsen an und lächelte.

"Der Herr ist uns nachgefahren, gnädige Frau. Ich merkte es, wie er Claus Neudens die Richtung angab," sagte der Schiffer, welcher unmöglich ahnen konnte, daß dieses Lächeln seiner Hehnlichkeit mit einem Todten galt und besser als irgend etwas Anderes Zeugniß ablegte, daß Frau Malwine wirklich jede "Geistesfessel" abgestreift hatte.

"Das kann wol sein," meinte sie auf Antje Nielsen's Bemerkung ruhig. "Vielleicht aber auch will er, gleich mir, den Sonnenuntergang vom Meere aus beobachten. Fahren Sie um das Nordcap herum und dann an der Westküste entlang, wenn der Wind uns nicht zu ungünstig weht."

Der Schiffer erwiderte, mit dem "Lüftchen" würde er schon fertig werden, rückte und änderte an der Lage des Segels, daß das Boot jetzt weit hinaus ins Meer, jetzt wieder dicht an die Insel slog und lavirte so geschickt, daß er so gut wie gar nicht zu rudern brauchte, eine Mühe, welche sich ein Helgoländer spart, wo es irgend angeht.

Währenddem saß Frau Veier still, mit gefalteten Händen auf ihrem Platze und blickte glänzenden Auges bald auf den tiefer und tiefer sinkenden Gluthball der Sonne, welcher vom Horizonte bis zu ihr heran zitternde Lichter auf die Wogenkämme setzte, daß es aussah, als seien den "weißen Wellenrossen des Meeres," wie der Dichter sie nennt, rothe Mähnen geworden, bald hinüber nach dem senkrechten Felsen des Eilandes, dessen dunkelrothes Gestein von der Sonne einen warmen, fatten, fast leuchtenden Farbenton erhielt.

Hoch da oben lag es wie ein schwarzer schmaler Schattensstreif auf dem Nordrande der Insel. . . . Das waren die Badegäste, welche, dicht an einander gedrängt, dem erhabenen Schauspiel des Sonnenuntergangs zusahen und denen das Boot da unten kleinwinzig wie eine Rußschale erschien, wie von der Laune eines Kindes hinausgeschleudert in das wogende, rauschende, grenzenlose Meer.

Unter Schauern des Entzückens nahm die junge Frau die Schönheit dieses Abends in sich auf; denn was die Erfahrungen ihres Lebens ihr auch an Schätzen des Gemüthes und der Phantasie geraubt haben mochten, Eins hatten sie ihr lassen müssen, köstlicher, weil beständiger als Alles, was ihr genommen worden: das Verständniß für die Herrlichkeit der Natur.

Glücklich, wenn dieser Sinn gegeben; ihn wird das Mißgeschick, wie hart es ihn auch treffe, nie ganz arm machen können, bleibt ihm doch noch eine Welt des Genusses offen, schöner, edler vielleicht als die, welche ihm unter den Schlägen seines Schicksals versunken.

## IV.

In demselben Verhältniß, in welchem des Morgens sich die Insel zu entvölkern beginnt, fängt die einsame, kahle, weiße Düne an, sich zu beleben. Eins nach dem anderen rudern oder segeln die großen Fährboote mit ihren fünfzehn bis achtzehn Passagieren heran, mehr und mehr Badekarren werden vorgeschoben; rechts im Herrenbade waltet in streng monarchischer Weise unter seinen Gehilfen der Bademeister, links auf der mehr republikanisch eingerichteten Damenseite

herrscht fröhliche Unordnung, Kinderjubiläum und Mädchen-gelächter.

Einzig in seiner Art ist das Kostüm der Badefrauen, die in ihren langen wallenden weißen Kleidern und darüber den schwarzen Helgoländer Frauenhut wie unheimliche Spukgestalten, wie Lamien, im Sande waten und die der Damen-witz, wenn sie sich zu Bierern vor den Karren stellen, um denselben vorzurücken, sehr treffend "die Schimmelequipage" getauft hat.

Wer zur Düne nur herübergekommen ist, um im Sande zu liegen, ein Gemüß, den man auf der Insel selbst nicht haben kann, weil der Strand mit mehr oder minder großen Steinen überfät, meist auch mit Unmengen angeschwemmten Tangs bedeckt ist, wandert gewöhnlich nach der Südspitze, um hier, auf seinen Plaid ausgestreckt, zu schlafen, zu lesen, oder auch nur dem reizenden, nie ermüdenden Spiele der Wellen zuzusehen und sich dabei der köstlichen reinen Seeluft zu freuen, welche man so unverfälscht drüben auf der dichtbewohnten Insel doch nicht einathmet.

Während sich Frau Veier diesem Gemüße mit vollem Bewußtsein hingab, plauderte sie mit ihrem Günstlinge Herrn von Löben, welcher ihr natürlich bald nach ihrer Bekanntschaft mit dem Regierungsrath Werderbrook von letzterem vorgestellt worden und seitdem sehr viel in ihrer und Erna's Nähe war. Der junge Gutsbesitzer, denn er war kein Jurist, wie sie auf den flüchtigen ersten Blick geglaubt, hatte mit seinem bescheidenen lebenswürdigen Wesen ihr ganzes Herz gewonnen und seine für ihre Schwester offen zur Schau getragene Huldigung rührte und amüßte sie zugleich. Wenn man selbst außer Schußweite steht, so sieht man mit Behagen den Verheerungen zu, welche die Pfeile des kleinen Gottes in unserer Umgebung anrichten.

Noch war sich Frau Malwine über Erna's Empfindungen für ihren Verehrer nicht klar; häufiges Erröthen in diesem Alter beweist gar nichts, und ihre fröhliche Laune bei seinen Aufmerksamkeiten konnte ebenso gut kindliche Dankbarkeit als die Anerkennung der Liebenden sein. So weit nun auch Frau Veier davon entfernt war, schon jetzt auf eine Verheirathung ihrer Schwester zu denken — die Erinnerung an ihre eigene jung und unbesonnen geschlossene Ehe stand als warnendes Beispiel vor ihrer Seele — so hätte sie sich doch keinen lieberr Schwager wünschen mögen als Herrn von Löben mit seinem treuherzigen freundlichen Gesichte, seinem biederem Charakter und der unbegrenzten Ergebenheit, mit welcher er an ihr und Erna hinauf sah.

Als der Regierungsrath ihn einmal gegen die junge Frau "ein gutmüthiges Wollenhaupt" nannte, schaute sie ihn mit einem tiefensten Blicke an und sprach: "Es gab eine Zeit, wo ich jeden gutmüthigen Menschen für dumm hielt, und jeden boshaften für geistreich. Damals war ich jung und unerfahren und wußte noch nicht, was mir jetzt klar ist: daß nämlich Herzensgüte identisch ist mit der höchsten irdischen Weisheit, denn sie gibt uns eine unfehlbar sichere Richtschnur für unser Handeln, was Verstand und Geist nicht immer thun."

"Ich hoffe doch, gnädige Frau, daß Sie einen Unterschied machen zwischen Gutmüthigkeit und Herzensgüte," sagte Werderbrook.

"Gewiß! Gutmüthigkeit ist die kleine Münze, in der man den goldenen Schatz Herzensgüte verausgabt."

"Um zuletzt arm und lächerlich dazustehen!" rief er. "Oder wollen Sie leugnen, daß das Wort Gutmüthigkeit zugleich den Begriff der Schwäche in sich schließt?"

"O edle Schwäche!" sagte sie lächelnd.

Er sah sie nachdenklich von der Seite an und meinte dann: "Sie sind die erste geistreiche Frau, die ich von Gutmüthigkeit schwärmen höre."

"Ich bin gar nicht geistreich, Herr Regierungsrath," antwortete sie ruhig. "Geistreiche Leute behaupten oft Dinge, an die sie selbst nicht glauben, bloß weil sie witzig, oder sonderbar, oder interessant klingen. Mir aber wäre es unmöglich, etwas anders darzustellen, als ich es wirklich empfinde; ich bin eben aufrichtig und aufrichtige Menschen sind selten geistreich."

"Ich glaube, umgekehrt wäre dieser Satz noch richtiger," erwiderte Werderbrook, dem ihre Art, klar zu denken und zu reden, Eigenschaften, welche nicht immer vereint auftreten, mehr imponirte, als er sich zugestehen mochte.

"Sie ist doch eine wunderbare Frau!" dachte er, und weil er wußte, daß es vornehmlich das Unglück ist, welches unser Denken und Fühlen vor der Zeit reißt und klärt, so kam er, da er annehmen mußte, daß ihre äußern Lebensverhältnisse wolgeordnet, wo nicht glänzend seien, auf die nahe liegende Schlussfolgerung, daß ihre Ehe sie unglücklich gemacht haben müsse; "oder der Tod ihres Mannes?" fragte er sich, während sich fast etwas wie Eifersucht in seinem Herzen zu regen begann. Er wollte über diese Fragen ins Reine kommen, hatte ohnehin noch keine Erkundigung über Frau Malwinens Alter bei Erna einziehen können und suchte schon mehrere Tage vergebens eine Gelegenheit, mit dem jungen Mädchen einmal allein zu reden.

Heut endlich schien ihm dieser Augenblick gekommen. Sein weittragendes Fernrohr zeigte ihm Frau Veier nur in der Gesellschaft Löben's, es war also, da er beide Schwestern auf der Düne hatte ankommen sehen, offenbar, daß Erna sich noch im Bade befand. Somit stellte er sich an einem Punkte auf, wo die junge Dame, sobald sie sich zu ihrer Schwester begab, von ihm gesehen werden mußte und brauchte auch wirklich nicht lange zu warten, bis sie vom Damenstrande herüber kam, das anmuthige Gesichtchen tüchtig verbrannt und gerundet, als bester Beweis, daß ihr der Aufenthalt am Meere vortrefflich bekam.

Sie nickte ihm auf seinen Gruß freundlich zu und fand es ganz selbstverständlich, daß er an ihrer Seite den Oststrand entlang schritt.

"Sie werden doch heut Abend endlich einmal die Réunion besuchen, gnädiges Fräulein?" fragte er.

"Die Frau Geheimrathin sprach davon," meinte sie, "aber ich weiß noch nicht, ob Malwa damit einverstanden sein wird. Sie tanzt nicht mehr, und es muß dort für einen bloßen Zuschauer sehr langweilig sein."

"Soll dieses 'nicht mehr' heißen, daß Ihre Frau Schwester sich für zu alt zum Tanzen hält?" sprach er, während seine Ohren sich fast sichtbar spitzten.

"Ja. Sie pflegt auf die Aufforderung zu einem Rundtanz zu antworten, daß sie zu eitel sei, um mit einer vierzehn Jahre jüngeren Schwester zu rivalisiren."

"Vierzehn Jahre!" wiederholte der Regierungsrath, diesmal wirklich erstaunt.

"Nicht wahr, man sieht ihr ihre zweiunddreißig Jahre nicht an?" sagte Fräulein Hagen unbefangen und durch des Regierungsraths Verwunderung förmlich in die Seele der Schwester hinein geschmeichelt. "Sprache Malwa nicht selbst ganz aufrichtig von ihrem Alter, so würde ich mich gehütet haben, es Ihnen zu verrathen, denn schließlich ist man doch nur so alt, wie man aussieht, meinen Sie nicht?"

"Natürlich, natürlich, gnädiges Fräulein," erwiderte Werderbrook zerstreut, bückte sich nieder, hob eine Muschel vom Sande und starrte tief sinnig in sie hinein.

"Ich hatte mir eingebildet," nahm er nach einer kleinen Pause wieder auf, "daß, da Ihre Frau Schwester schon seit vier Jahren Wittve ist, sie höchstens fünf Jahre verheirathet gewesen sein konnte."

"Zehn," meinte Fräulein Hagen in ziemlich kurzem Tone und fand jetzt ihrerseits eine Muschel groß und schön genug, um sich danach zu bücken.

"Der Tod Ihres Schwagers muß ein furchtbarer Schlag für Ihre Frau Schwester gewesen sein," bemerkte der Regierungsrath, indes seine Augen sich in ihre Züge förmlich einbohrten, um von denselben abzulesen, was sie in ihrer Antwort etwa verschweigen würde.

Aber Fräulein Hagen antwortete fürs Erste gar nicht. Sie drehte ihre Muschel um und um, musterte sie aufmerksam und warf sie plötzlich, als habe sie ein häßliches Insekt in ihr gesehen, ins Meer.

"Daß Sie's nur wissen," rief sie, ohne den Blick zu heben, "meine Schwester war sehr unglücklich verheirathet! Alfred war ein roher wüster Mensch, und wenn es wahr ist, was man mir erzählte, daß nämlich Malwa ihn gegen den Willen der Eltern aus schwärmerischer Liebe geheirathet hat, so kann ich nur sagen, daß mir das noch heut unfaßlich ist. Auch ist diese Passion sehr schnell überwunden worden, wenigstens entfinne ich mich von den wochenlangen Besuchen auf Malwa's Gute her deutlich, daß sie ihren Mann in den letzten Jahren völlig ignorirte."

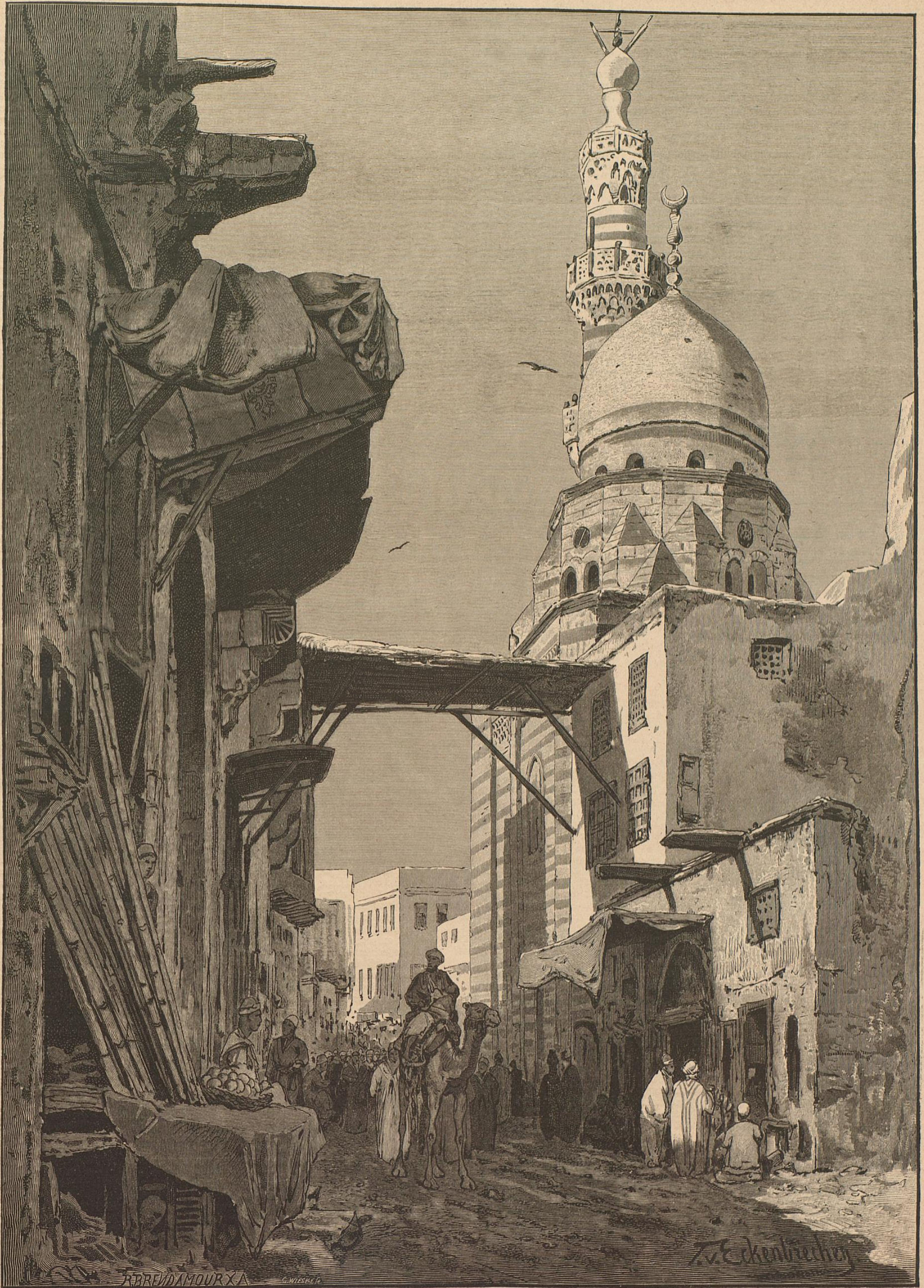
"Sie müssen, als Sie diese Beobachtung machten, noch ein Kind gewesen sein," warf Werderbrook in athemlosem Interesse dazwischen.

"Natürlich, aber ich war als Kind weder blind noch taub, und so sah und hörte ich genug, was meine Abneigung gegen Alfred und meine Liebe zu Malwa nur verstärken konnte," sagte sie, den Regierungsrath finster anblickend, während für einen Augenblick alle Kindlichkeit aus ihrem Gesicht geschwunden war. "Doch nun ist er ja todt," meinte sie in verändertem Tone, "und wenn Malwa wüßte, daß ich Schlechtes von ihm geredet habe, so würde sie sehr unzufrieden mit mir sein."

Die Beiden waren inzwischen schon wiederholt an einzelnen im Sande Siesta haltenden vorübergeschritten, jetzt nun sie dem Südcap nahe waren, welches als Lieblingsplatz der Fremden galt und auch heut wieder mit Gruppen plaudernder und rauchender Kurgäste wie überfät erschien, verbot sich die Fortsetzung eines solchen Gesprächs ohnehin.

Der Regierungsrath leitete die Unterhaltung auf gleichgiltige Dinge und schenkte von nun an den Worten seiner Begleiterin gewissermaßen nur noch "träumend ein halb Gehör," denn ihn beschäftigte die angenehme Aufgabe, schon von Weitem Frau Veier zu beobachten, wie sie in lebhafter Conversation mit Löben dem jungen Manne etwas klar zu machen suchte, indem sie auf die graue Keisdecke am Boden mit den Fingern verschiedene Linien zog und auf einzelne Punkte besonders nachdrücklich hinwies, wobei sie im Eifer über sah, daß das Morgentkleid sich ein wenig vom Fuße geschoben, so daß





Straße in Kairo. Originalzeichnung von Themistokles von Eckenbrecher.



derselbe ein allerliebste Betrachtungsobject für Werderbrook's Kennerblicke abgab.

"Du zeichnest wol den Park?" fragte Erna lachend, als sie herangekommen waren.

Frau Malwine blickte auf, zog mechanisch den Rock wieder über den eleganten Morgenschuh und forderte den Regierungsrath auf, sich zu ihnen zu setzen.

"Ja," sagte sie zu Erna, "Herr von Lössen wollte nicht glauben, daß die Rosenanlagen dicht am Walde stehen, aber wenn er uns nächstes Frühjahr besuchen wird —"

"Ich habe nämlich eben die Erlaubniß dazu bekommen," warf der junge Gutsbesitzer mit einem so strahlenden Gesichte ein, daß Fräulein Hagen erröthete und der Regierungsrath ungenirt lachte, wovon Frau Veier mit einem feinen Lächeln Notiz nahm.

"Dann wird er sich selbst überzeugen können, daß es bei diesem Boden kein Fehler des Gärtners war," vollendete sie.

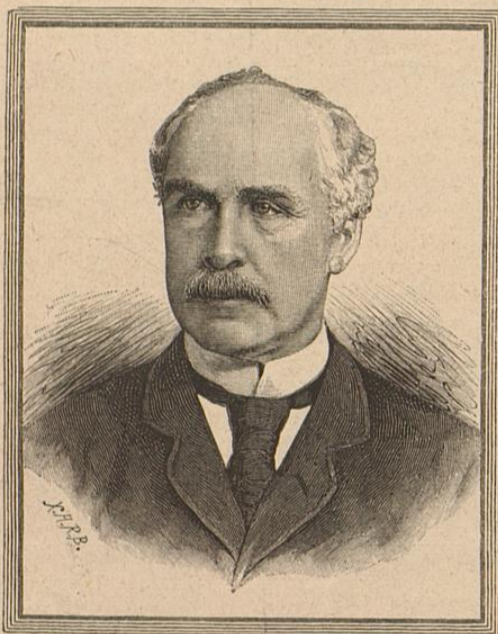
"Ich möchte aber doch auch Lössen's Ansicht beistimmen," rief Werderbrook in der sicheren Erwartung, Frau Veier werde ihn nun gleichfalls einladen, sich persönlich vom Gegenheil zu überzeugen.

Aber darin irrte er sich gründlich; die junge Wittve blickte heiter auf und meinte mit großer Seelenruhe: "Herr Regierungsrath, Sie verstehen ja von Wald- und Gartenkultur genau so viel, wie ich von der Jurisprudenz."

"Abgeblüht!" murmelte Werderbrook für sich und brachte dann noch einmal die Reunionfrage zur Erörterung. Auf Erna's bittende Geste hin sagte Frau Veier ihre Betheiligung zu, worauf der Regierungsrath nicht, wie er am frühen Morgen beabsichtigt hatte, um den ersten Walzer bat, sondern um die Erlaubniß, die Française mit ihr zu tanzen; dagegen fand sie nichts einzuwenden, und so endete der Vormittag für ihn noch mit einer freundlichen Aussicht.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Charaktere.



I. Rudolf Lindau.

Dem deutschen Publicum war noch vor einem Duzend Jahren der Name des Mannes, der im Reiche der Dichtkunst, speciell auf dem Gebiete der Novellistik, heute zu den ersten und besten gezählt wird, ein unbekannter. Da publicirte im Jahre 1872 die Hofbuchhandlung von E. J. Mittler u. Sohn in Berlin ein dünnes Büchlein, betitelt: "Die preussische Garde im Feldzuge 1870/71. Von Rudolf Lindau," und wie mit einem Schlage war der bisher unbekannt Name in Aller Munde, sein Träger der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Denn dieses kleine Buch hatte ein interessantes Geheimniß enthüllt: die lange zweifelhafte Autorschaft eines vielbewunderten, in der Nationalzeitung erschienenen Berichtes vom Kriegsschauplatz "Die Garde bei St. Privat. Von R. L.," man wußte endlich, wem man für jene in Schärfe der Betrachtung, Klarheit und Anschaulichkeit der Schilderung, Großartigkeit der Auffassung des ganzen historischen Ereignisses und durch edle, patriotische Wärme ausgezeichneten Darstellungen zu danken hatte, und man ward sich voll Ueberzeugung der Thatsache bewußt, daß plötzlich — wie über Nacht — ein großes, über alle Vorstufen hinweggehobenes, höchst eigenartiges schriftstellerisches Talent unter uns aufgetaucht sei, dem eine bedeutende Zukunft prognosticirt werden dürfe.

Männer voll tieferen Interesses an den Erscheinungen deutschen Geisteslebens machten dieses interessante Phänomen zum Gegenstand eingehenderer Forschung, und das Ergebnis dieser ward, wie vorauszu sehen, eine neue Bestätigung jenes alten Erfahrungssatzes, daß eben "kein Meister vom Himmel falle." Als Rudolf Lindau jenen wie ein Ereigniß wirkenden Kriegsbericht schrieb, war er weder ein Neuling im Leben, noch ein Anfänger in Kunst und Wissenschaft. Er hatte die Grenzlinie zwischen dem vierten und fünften Jahrzehnt bereits überschritten, war ein durch umfassende Studien, durch erste literarische Uebungen und ein vielbewegtes inhalt-

reiches Leben auf großen Weltchauplätzen voll ausgereifter Mann, nur daß seine Studien auf fremdem Boden erfolgt waren, daß seine schriftstellerischen Leistungen sich vor einem andersredenden Publicum entwickelt hatten, und daß Jahrzehnte lang das Weltmeer ihn von der deutschen Heimath getrennt gehalten. Als er den Boden der Heimath wieder betrat, geschah es in unseres Volkes größter und schönster Lebensperiode, in jener Hochzeit nationalen Aufschwunges, die den deutschen Bruderstämmen die lange ersehnte Einigung zur Familie errang; und dem zur Theilnahme am großen Wert aus weiter Ferne herbeieilenden Manne war das schöne Loos vorbehalten, in den Ruhmeskranz unseres "Volkes unter Waffen" eines der herrlichsten Blätter einzuschieben.

Aus jener Vorzeit literarischer Thätigkeit (1852 — 1870) liegen dem Literaturforscher zahlreiche höchst beachtenswerthe Früchte von Rud. Lindau's regem Geistesleben vor. Ein junger Mann, fast noch ein Jüngling, hatte er das preussische Vaterland verlassen, zu einer Zeit, die in der That wenig Verlockung bot, ein junges thatendurstiges Leben innerhalb der schwarz und weiß gestreiften Grenzpfähle abzuklimmen. Die sogenannten "Dresdner Conferenzen" waren eben aufs Kläglichste verlaufen; Preußen hatte, von allen Mächten beargwöhnt und zugleich mißachtet, seine Union auflösen müssen; der alte "Bundesstag" war aus dem Grabe erstanden; Reichsverfassung und anerkannte Grundrechte waren in den Einzelsaaten von den reactionären Machthabern einfach cassirt, und Preußen kehrte — zu heißem Gram aller Patrioten — unter das alte Joch österrreichischer Basallenthums zurück! Da war für die heißblütige Jugend, die hinaus konnte, kein Bleibens mehr. Lindau ging nach Paris und versenkte sich hier, auf großem historischen Boden, in eingehende, weite Kreise ziehende Studien, die ihn fast ein halbes Jahrzehnt lang an Frankreich fesselten. Die Früchte dieser Studien begann er bald in Zeitschriften von Bedeutung niederzulegen. In der Revue des Deux Mondes, im Journal des Débats, in der Biographie Universelle de Firmin Didot, auch in Blackwood's Edinburgh Magazine u. a. erschienen nach einander zahlreiche Artikel und Essays politischen, ethnographischen, kritischen und biographischen Inhaltes, die von einem stätig wachsenden Willen, Wissen und Können ihres Verfassers bevedetes Zeugniß ablegten. Seine Thätigkeit und geistige Vielseitigkeit bereiteten ihm bald auch einen Boden für praktische Thätigkeit, riefen ihn freilich aus der anregenden und fruchtbaren Atmosphäre französischen Culturlebens ab und eröffneten ihm jenseits des Meeres, im ostasiatischen Inselreiche Japan, den Schauplatz für Ausnutzung seiner Kräfte auf handelspolitischem Gebiet. Als schweizerischer Consul leitete er, voll Einsicht und Energie, den Abschluß eines Handelsvertrags mit Japan ein, der für beide Länder wichtig werden sollte; sah sich bald auch auf andere Hauptchauplätze asiatisch-europäischen Völkerlebens berufen, wirkte in China, Cochinchina, Indien und Amerika fast ein volles Jahrzehnt, und gewann hier jene großartige Auffassung historischen Völkerlebens, die ihn auszeichnet, zugleich aber auch in sinnender, künstlerisch empfänglicher Seele jene Fülle von Eindrücken und Erscheinungen, die in seinen späteren Dichtungen so anziehende poetische Gestalt gewinnen sollten.

Die nächste literarische Frucht seines Lebens und Wirkens in Japan bildeten eine Reihe von höchst interessanten Artikeln in der Revue des Deux Mondes, die, im Jahre 1863 erstmalig zum Abdruck gelangend, ein Jahr darauf unter dem Gesamt-Titel "Un voyage autour du Japon" bei Hachette als Buch erschienen und allseitig mit Beifall begrüßt wurden; zahlreiche andere literarische Ergebnisse seines inhaltsreichen vielbewegten Lebens blieben zerstreut über die Zeitungen und Journale jener Länder und Städte, in denen Forschungstrieb und Beruf ihn für längere oder kürzere Zeit festhielten; keine aber verfehlte auf den urtheilsfähigen Leser jenen bestimmten Eindruck, daß hier ein Mann von ungewöhnlicher Lebenserfahrung, sicher fundirtem Wissen und künstlerisch beeinflusstem Darstellungsvermögen die Feder geführt habe. Die außerordentliche Beherrschung der Sprache jedes Landes, in dem er längere Zeit verweilte, erhöhte die achtungsvolle Bewunderung, welche man dem Inhalt seiner Aufsätze und Relationen widmete.

Aus diesem äußerlich bewegten, innerlich stillen und zusammengefaßten Leben riß Rud. Lindau die Kunde von den großen Ereignissen im deutschen Vaterlande hinweg — zur Heimath! Ein Weltbürger nach Beruf und Lebensschicksalen, war er im Herzen ein treuer tiefempfindender Deutscher geblieben, hatte "das große Spiel der Welt" draußten allezeit mit sinnendem deutschen Auge angefaßt und gefellte sich nun den deutschen Brüdern zu, die im heißen Kampf ihr Leben um des Vaterlandes höchste Güter zu wagen auszogen.

Wir sahen, wie Lindau auch dieses großen Ereignisses köstlich gereifte literarische Frucht brach und sich in allen Schichten des Volkes Dank und Anerkennung erwarb. Auch an höchster Stelle! Nach der glorreichen Beendigung des großen Krieges wurde er der deutschen Botschaft in Paris als Attaché überwiesen und verlebte hier im ehrenvollen Dienste seines Vaterlandes, dem er durch tiefgehende Kenntniß französischer Lebens und Charakters an dieser Stelle von besonderem Werth war, sieben bedeutsame und erfolgreiche Jahre. Es war die Zeit, in der sich neben dem Staatsmanne der Künstler voll entwickelte. Wir sehen hier von dem ersteren ab, um letzteren genauer ins Auge zu fassen. Im Jahre 1870 hatte er seine erste Novelle geschrieben, eine Dichtung voll tiefer seelischer Stimmung und außerordentlicher Plastik in der Herausarbeitung der handelnden Personen; sie ist bekannt unter dem Titel: "Verlorenes Mühen"; ihr folgten mehrere kleine Erzählungen: "Fred", "Sedjchi", "Der Squire" und "Die Bärenjagd", in einem Bande später (1873) bei D. Zante unter dem Titel "Aus Japan" herausgegeben und durch künstlerische Eigenart in der Auffassung des Vorwurfes wie durch eine glänzende Technik auffallend. An diesen Band schloß sich dann ein zweiter "Erzählungen und Novellen aus Frankreich"; derselbe umfaßte die Dichtungen: "Erste Liebe, Der Candidat, In französischer Gefangenschaft, Frauenliebe, Comödianten und Paris nach den Waitagen", und gibt uns bereits die volle Ausprägung von Lindau's dichterischem Charakter und singularem Formgefühl. Daß seine Technik mehr an vorzüglichen französischen als an deutschen Mustern geschult erscheint, kann dabei nicht befremden, ist noch weniger zu bedauern. Es darf als eine der erfreulichsten Folgen seiner langjährigen und intimen Beziehungen zu den Trägern der zeitgenössischen französischen

Literatur geltend gemacht werden, daß er mit aufrichtiger Bewunderung für den unermüdbaren Fleiß erfüllt wurde, den, wenigstens die würdigsten und hervorragenden Autoren Frankreichs, auf die Disposition ihrer Arbeiten, auf Form und Stil und Stimmung derselben verwendeten, und dieser Bewunderung entsprang bei ihm jener ernste, gleichem Ziele zugewandte Eifer, dem wir so viele wahrhaft künstlerisch gestaltete und bis ins Kleinste durchgearbeitete Werke verdanken.

Auch in den nächstfolgenden Jahren strömte der dichterische Quell in Lindau's Seele voll und schön. Die "Fülle der Gesichte", die er lange Jahre hindurch fern vom Vaterlande in sich aufgenommen, drängte nach poetischer Gestaltung und so erblickte jene lange Reihe fein concipirter und durch künstlerische Eigenart doppelt interessanter Novellen, die seit einem Jahrzehnt die Fiedre unserer angesehensten Zeitschriften und Revuen bilden (und seit dem Jahre 1878 nach und nach in 12 starken Bänden gesammelt wurden) das Licht des Tages. Da sind die durch psychologische Tiefe des Vorwurfs anziehenden und fesselnden Novellen "Das rothe Tuch", "Tödtliche Fehde", "Nach der Niederlage", "Robert E. Cooper jun.", die ergreifende, einen ganzen Band füllende Novelle "Gordon Baldwin"; der wahrhaft glänzende Novellen-Cyklus "Schiffbruch", mit der tief sinnigen Erzählung "Das Glückspendel" als Perle des Buches; weiter die schwermüthige, wie mit dem Herzblut des Dichters geschriebene Novelle "Liquidirt"; ein 1880 zusammengestelltes Novellenbuch "Die kleine Welt", dessen bedeutungsvolle Stücke die gleichnamige Erzählung und "Der Seher" bilden; die beiden Romane "Gute Gesellschaft" und "Robert Ashton"; die Novelle "Treu bis in den Tod" und der vor wenig Monaten erschienene treffliche Roman "Der Gast". Einige von den genannten Novellen, ursprünglich in französischer Sprache geschrieben, veröffentlichte Calman Lévy in Paris 1880 unter dem Titel "Peines perdues" in der Bibliothèque contemporaine. Er entnahm sie dem Feuilleton des "Figaro", des "Journal de St. Pétersbourg" und der "Revue des Deux Mondes". Neben allen diesen poetischen Productionen schrieb der Dichter noch eine reiche Fülle von (fast 100) Artikeln für die "Gegenwart", die ehemals von Paul Lindau, seinem Bruder, geleitete, Wochenblatt für Literatur, Kunst und öffentliches Leben, in deren Spalten auch der Unterzeichnete seiner Zeit eine eingehende Analyse von hervorragenden Novellen Rudolf Lindau's gegeben hat.

Es dürfte bekannt sein, daß unser Dichter zur Zeit in Berlin lebt und den Rang eines "Wirklichen Legationsrathes im Auswärtigen Amt" bekleidet. Er steht heute in seinem 53. Lebensjahr: ein ernster, in sich gefehrter, dem bunten Welttreiben abgeneigter Mann, einsam lebend in der wachsamsten Erfüllung hoher Pflichten, wie in der inbrünstigen Hingabe an die Werke der Kunst. — Darf ich wagen, unter das Charakterbild des Dichters ein zusammenfassendes Symbolon zu setzen, so sei's das schöne Wort eines zeitgenössischen Poeten:

"Bewundertes Gemüth, wie Harz vom Baume  
Entriest von Dir die Zwiebsprach mit der Nase;  
Doch streng gestellt das Denken sich dem Traume."

Berlin.

Ludwig Ziemssen.



Madame Judic (in der Rolle von "Lili's Großmutter"). Die Franzosen sind das Volk, in welchem das schauspielerische Genie unter allen am meisten verbreitet ist und das der täuschenden Kunst der Bühne von jeher bis auf diesen Tag die zahlreichsten und die besten Meister gegeben hat. Das gilt ebenso von jenen Zeiten, als der klassische Stil der Racine und Corneille das französische Theater beherrschte und die Kunst des Darstellers sich in streng conventiellen, von der Wahrheit der Natur himmelweit entfernten, Bahnen bewegte, wie in unserem Jahrhundert, wo wir immer mehr und mehr auch diese Kunst der allbeherrschenden, modernen Tendenz des Realismus huldigen sehen. Keine andere Nation auch ist empfänglicher für die Wirkungen der Schauspielkunst, und dankt die von dieser empfangenen Genüsse den Spendern derselben herzlicher und beständiger. Der Bühnenkünstler oder die Künstlerin, welche sich einmal die Gunst des Pariser und, d. h. des ganzen französischen, Publicums zu erwerben gewußt hat, sieht sich dieselbe gewöhnlich bis zur letzten Grenze jenes Lebensalters erhalten, welches dem Schauspieler das Ausstreten und Wirken noch allenfalls gestattet. Die Dejazet ist nur ein Beispiel von vielen für diese Fähigkeit in der Ausdauer des sonst so launischen und wetterwendischen Pariser Publicums in seiner Liebe und Bewunderung für die einmal auf den Schild gehobenen nationalen Bühnengrößen. Pietätvoll scheint dies Publicum seine Augen zu schließen über jede, ob auch noch so bemerkliche, Wandlung, welche die Jahre in der Erscheinung und im künstlerischen Vermögen seiner Lieblinge hervorbringen. Sie dünken ihm immer noch "herrlich wie am ersten Tage".

Wahr ist es freilich: diese Pariser Künstler besitzen das Geheimniß, sich einer relativen Wandellosigkeit zu sichern, sich an Leib und Seele in gleicher Frische und Leistungsfähigkeit zu erhalten, in außerordentlichem Maß. Sie thun es darin den Frauen der Pariser Gesellschaft zum mindesten gleich, denen es die moderne Welt doch vorzugsweise dankt, daß die Grenze der Jugend des Weibes bereits um zwei Jahrzehnte über diejenige hinausgerückt werden mußte, welche unseren Großvätern und Großmüttern als die äußerste galt. Der vollendeten weiblichen Lebenswürdigkeit, dem beschränkten Liebreiz der Erscheinung, der Sprache, des ganzen Beizeigens gegenüber vergißt man die Frage nach dem Alter. Die berühmte Bühnenkünstlerin, deren Bildniß in einer ihrer Glanzrollen unter Holzschnitt reproducirt, Madame Judic vom Théâtre des Variétés, fragt Niemand nach der Zahl ihrer Jahre, und schwerlich würde uns eine solche Frage selbst der französischen Brodhaus, der Bapereau, ganz wahrheitsgemäß beantworten. Die stätliche Körperfülle der Künstlerin und die bereits ziemlich lange Reihe von Jahren, während welcher Mad. Judic's Namen unter den Sternen erster Größe des Pariser Theaters



leuchtet, lassen kaum einen Zweifel darüber, daß ihre Geburt in die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts fällt. Auch ihren Geburtsort zu nennen bin ich leider augenblicklich außer Stande. Der ihres Künstleruhmes ist wol Paris. Die specielle Wiege desselben das Théâtre des Bouffes Parisiens. Dort sah ich sie zuerst im Jahr 1874 in der Hauptrolle von Offenbach's „Madame l'Archiduc“. Sie schien erst nach dem Sturze des Kaiserreichs und der Commune in der Republik des Herrn Thiers ihre glänzende Bahn begonnen zu haben. Ich entsinne mich wenigstens nicht, daß man bereits in den letzten Sechziger Jahren von ihr gehört hätte. Madame Schneider, die Königin der Operette in der napoleonischen Aera, befand sich bereits im Niedergange. Trotz jener oben gerühmten Treue gegen die alten Günstlinge entbehrt das Pariser Publicum keineswegs die Fähigkeit zur Freude an frischen, jugendlichen, neu auftauchenden Kräften. Madame Judic vereinigte damals noch den ganzen unwiderstehlichen Reiz der Jugend, d. h. in diesem Fall der letzten Zwanziger Jahre, mit dem eines unergleichlichen Talentes und einer Sinn und Seele bezwingenden Anmuth der Erscheinung. Und ihre Wirkungen waren der Art und Größe dieser vereinigten Macht entsprechend. War ihr Wuchs auch niemals vollkommen tadellos, so waren doch ihre Bewegungen, und sind es heute noch, von einer schlechthin vollendeten Grazie. Eine Hauptstärke liegt im Blick, im weichen Glanz, im Lächeln ihrer dunkeln Augen und im wechselnden Ausdruck ihres Mundes, zwischen dessen schön geschwungenen Lippen zwei Reihen weißer Zähne schimmern. Zu diesem wahrhaft berückenden Gesichtstypus und Ausdruck steht der Klang ihrer Stimme, im Gesang wie in der Sprache, in genauestem Einklang. Im Gegensatz zu der großen Mehrzahl aller französischen Operettensängerinnen, deren Stimmführung hell, kreischend und rauh zu sein pflegt, ist die der Judic weich, süß und sanft, wie Lear es an Corbelia rühmt: „ein köstlich Ding bei Frauen!“ Unübertroffen ist die Dame dabei in der zur höchsten Meisterschaft ausgebildeten Kunst, im Gesange, im Vortrag eines Couplets, zu charakterisiren, „do dire“, wie die Franzosen sagen; und gleichzeitig durch die Betonung, durch die Wahl der stets abwechselnden Tempi und durch den begleitenden, ebenso rasch wechselnden und ebenso bereiten Ausdruck ihrer herrlichen Augen und Züge den oft verhallten Sinn jeder Phrase auch verständlicher heraus zu arbeiten. Diesen Sinn und diese Worte, welche die modernen Pariser Boulevardtheaterdichter der Künstlerin vorzugsweise auf die schönen Lippen legen, sind oft, ja sogar meist, gründlich frivol, ja moralisch ganz verwerflich und abscheulich. Aber die Art, wie die Judic sie sagt und singt, und wie sie dabei aussieht — die Hölle selbst macht sie zur Anmuth und zur Artigkeit.“ Die herbsten weltfeindlichen Geloten würde sie mit ihrem Gesange und ihren Augen entzücken. Diese Probe hat sie wiederholt bestanden. — Jede Bühnenkünstlerin muß darauf gefaßt sein, nicht nur ihre theatralischen Leistungen kritizirt, sondern die Intimität ihres Privatlebens an die Oeffentlichkeit gezerrt und nach Belieben der betreffenden Presse in phantastisch verzerrter Gestalt dem wißbegierigen und standalliebenden Publicum dargestellt zu sehen. Die Judic, welche auch darin den schönen Gegensatz zu der Königin der Reclame, Sarah Bernhardt, bildet, hat sie jeden Skandal meidet und alle künstliche Reclame verschmäht, ist trotzdem jenem Schicksal so wenig entgangen, wie irgend eine ihrer durch Talent, Ruhm, Glück und Schönheit hervorragenden Kolleginnen. Im Jahre 1874 noch pries man auch in eingeweihten Pariser Gesellschaftskreisen ihre, mit zwei Kindern gesegnete Ehe mit Mr. Judic als eine seltene Ausnahme von allen je von Schauspielerinnen geschlossenen, als eine wahre Musterehe. Wenige Jahre später gefiel man sich darin, das trassete Gegentheil zu behaupten und die große Künstlerin als eine Art moralisches Ungeheuer zu schildern, während man dennoch gleichzeitig, um der Seltsamkeit willen, auch dann noch ihre vortrefflichsten Eigenschaften als Hausfrau, Mutter und Erziehlerin ihrer Kinder rühmte. Daß eine innige Freundschaftsbande sie mit dem bekannten humoristischen Feuilletonisten und Bühnenschriftsteller Albert Milaud seit manchen Jahren schon verknüpft, wird von keiner Seite bestritten. Das Pariser Publicum dankt jedenfalls dieser Freundschaft eine Reihe von sehr gefälligen Früchten in Gestalt verschiedener geistreich erfundener Vaudevilles von Milaud, deren Hauptrollen letzterer seiner lebenswürdigen Freundin gleichsam direct auf den Leib geschrieben hat. Der Autor schuldet ihr dafür eine Verkörperung seiner Gestalten, wie seine Phantasie sie nicht zeitweiliger geträumt haben kann, Mad. Judic ihm aber das rasche Emporstreigen zum Gipfel der Darstellungskunst und des Weltruhms in diesem ganz bestimmten Genre. Drei dieser Rollen sind es besonders, durch deren „Creation“ und immer wiederholte Darstellung Mad. Judic erst zu diesem Ruhm gelangt ist, den sie heute, unbestritten selbst vom Reide und der Bosheit, genießt: Ninide, Lil und Ritouche.

Unser Bild zeigt die Künstlerin in der letzten Abtheilung des zweitgenannten Stückes von Milaud als Großmutter Lili's. Sie hat darin das Virtuosenstück auszuführen, an demselben Abend zuerst als junges Mädchen, dann als reife bornehme Frau, endlich als Greisin (immer dieselbe, aber älter und älter gewordene Lili), in andern Scenen derselben letzten Actes aber gar zugleich als ihre eigne junge Enkelin zu erscheinen, dem wiedergeborenen Ebenbilde der jungen Lili des ersten Actes. Die Feinheit der Charakterisirung dieser scharf auseinander gehaltenen Typen und Lebensalter, die Naturbeobachtung, welche die lebendige Wahrheit dieser Darstellung bekundet, die Lebenswürdigkeit und Zartheit, welche auch mit dem Bewagtesien versöhnt, ist außerordentlich! Man fühlt sich immer versucht, wie W. Busch von dem Mädchen, das „einen guten Braten macht, von der Künstlerin, die so zu spielen und sich so auf der Bühne zu geben vermag, zu glauben: ein böses Mädchen kann das nicht.“ Und darin täuscht man sich nicht. An der Güte ihres Herzens hat man denn auch nie ge zweifelt. Ihr Talent und ihre Beliebtheit, ihren Liederbesang und ihre Person in den Dienst der Wohlthätigkeit zu stellen, wird sie nie müde.

Auf einem solchen Bazar auf der Terrasse des Tuileriengartens in einer unvergeßlichen Juninacht des Jahres 1878 sah und hörte ich einmal — das Lächeln der Judic ausbieten! „Un rire de la Judic — 50 francs! Un rire plus accouté 100 francs!“ Ichrie der vornehme Bibeur, welcher an jener Bude das sogenannte „Boniment“ leistete. . . Und man drängte sich heran, und bot da Banknoten, da Louis dar, und — Judic lächelte, . . . jenes Lächeln, das, wer es gesehen oder gehört hat, „die Tage der Welt“ nicht mehr vergißt.

**Straße in Kairo** (s. d. Illustration). Die Hauptstadt Egyptens, arabisch Masr el Kahira, vor länger als 900 Jahren durch den Feldherrn des Kalifen el Nosr, Namens Gohar, gegründet, zwischen den westlichen Abhängen des Mokattam-Gebirges und dem Nil gelegen, ist nächst Constantinopel eine der größten und der malerischsten Städte des gesammten mohammedanischen Orients. Ihre Schönheit aber beruht nicht, wie die Stambul's, auf einer landschaftlich besonders reizenden Lage, einem reichen Wechsel der Terrainformationen und einer mit üppiger Vegetation bedeckten bergigen, von mannigfach ge-

stalteten Gewässern belebten Umgebung. Das Mokattam-Gebirge ist kahl, öde und steinig; die Ebene ringsum, mit Ausnahme des schmalen Stückes fruchtbaren Landes auf beiden Nilufern, Wüste. Der Reiz dieser Stadt liegt vor Allem in ihrer Seltsamkeit, in der echt malerischen originellen Pracht ihrer inneren Straßen-Ansichten, in deren Architektur herrliche Monumente der großen alten Kalifenstadt, moderne europäische Gebäude von jener Allerwelts-Eleganz, die in allen Hauptstädten des Continents ziemlich die gleiche ist, und launenhaft aufgeführt, halb verfallenes, echt arabisches Häusergerümpel, hart aneinander stoßen.

Die Stadt, die sich weithin in der Ebene des rechten Nilufers erstreckt, wird beherrscht durch die parkartige Citabelle auf einer vortretenden felsigen Höhe des nahen Gebirges. Hoch über die Befestigungswerke aber ragen wieder die Kuppel und die schlanken Minarets der Moschee, welche Mehemet-All, der geniale und gewaltthätige Reformator Egyptens, dort oben innerhalb der Festungswerke errichten ließ; er, welcher da am 1. März 1811 die 439 vertrauten seiner Einladung gefolgten Mamelucken im Palasthof von seinen Annauten niederschleichen ließ, um sich und seine Regierung für immer von diesen unbequemen Prätorianern und ihrer Herrschaft zu befreien.

Wie hier oben, wo sich noch die Ruinen des Palastes des großen Kalifen Saladin und ein tiefer Felsenbrunnen erhalten haben, welcher in altpharaonischer Zeit in das Gestein getrieben worden ist, so haben auch in der Stadt unten und rings um dieselbe die verschiedenen Epochen der sechsstauendjährigen Geschichte Egyptens ihre architektonischen Niederschläge hinterlassen. Die der Kalifenzeit sind besonders prächtige Moscheen in der Stadt selbst, unter denen die granblose Hassan-Moschee an dem „Kumelich-Platz“, bicht vor dem Abhang des Citadellenberges (im 14. Jahrhundert erbaut), den Preis hoher monumentaler Schönheit verdient. Die Grabmonumente oder Moscheen in der jandigen Ebene am Fuße der Mokattam-Höhen, lange Zeit als „Kalfengräber“ bezeichnet, sind in Wahrheit Denkmale der späten Periode der Mameluckenherrschaft. Von dem alten pharaonischen Egypten zeugen außer dem Obelisken bei Heliopolis vor Allem die ungeheuren architektonischen Denkmale auf dem westlichen Nilufer, auf welchem sich hart am Wüstenrande die große Todtenstadt, die Nekropolis der Hauptstadt des ältesten Pharaonenreichs, Memphis, ausbreitet. Dort erheben sich an der Grenze des von den Nilüberschwemmungen eben noch erreichten fruchtbaren Landes jene riesigen, aus Kalksteinquadern aufgethürmten Pyramiden über den Gräbern des Ghufu, des Gheseu und anderer Herrscher jener hier vor sechs bis vier Jahrtausenden herrschenden Könige, umgeben von den Felsen-gräbern ihrer Hofbeamten und Priester und von dem tief im Sande der Wüste liegenden geheimnißvollen Riesentempel, vor jenem Sphinxkoloß, der aus dem lebendigen Felsen gemeißelt, am Fuß der Pyramiden Wacht hält. Wenige Wegstunden weiter südlich am Nil liegt sich diese Gräberstadt bei dem Dorf Sakkarah in einer Reihe kleinerer Pyramiden, mit Königsgräbern in ihrem Schoß, fort und in kunstvollen Gräber- und Tempelhallen, die tief in den Schoß der Erde selbst hinein gewühlt und mit kaum begreiflicher technischer und künstlerischer Vollendung dort ausgeführt sind, wie die „Aisgräber“ und das Grab des großen Hofbeamten eines der ältesten Pharaonen, des Ti. — Die neuere vielkönnigliche Herrlichkeit hat es ebenfalls an Denkmalen ihrer Macht und ihres nun freilich längst schon verschwundenen Reichthums nicht fehlen lassen. Die Paläste und Gärten von Schubra, welche mit der Stadt durch eine prachtvolle Sphomoren-Allee verbunden sind und von Westra, am linken Nilufer, jener „Mabaster-Moschee“ an der Citabelle; das an Schätzen alteregyptischer Kunst unvergleichlich reiche Museum zu Bulak, der Vorstadt, hart am rechten Nilufer; der brillante Spazier- und Stadtpark des Esbekieh-Plazes; eine Reihe von breiten Boulevards modernen Pariser Stils, rücksichtslos durch die alten, verbauten, engen Straßenviertel getrieben, und mehrere großartige feste Brücken über den Nil geben Zeugniß von der Baulust der Vizekönige und den Tendenzen der fortschreitenden Europäisirung, welchen sie so lange huldbigten, bis ihr Reich nun völlig der Gewalt eines europäischen Staates, Englands, anheimgefallen, um sein Glück, seinen Wohlstand, seinen Frieden gebracht ist.

Von der malerischen Schönheit der inneren Stadt geht mit jedem Jahr mehr und mehr verloren zu Gunsten einer Neugegestaltung, welche an die Stelle des Vittoresten, Originellen, Nationalen und Individuellen das nüchterne Nützliche, Fabrikmäßige, Reiz- und Pshyognomioloje setzt.

Eckenbrecher's Straßenbild zeigt noch eine Scenerie, wie sie sich ehemals überall, wenn auch in mannigfach varirter Composition, dort unjeren froh eriaunten Blicken bot. Willkürlich spannen sich da von der einen Straßensucht zur jenseitigen hinüber Dächer von Matten, Brettern, farbigen Wollenbeden, gebildet zum Schutz gegen die blendende Sonne und ihre Hitze. Kleinere, ähnliche, willkürlich gestaltete und belleidete Schutzdächer treten hier und da über den Hausdächern an dem Gemäuer hervor, in welchem statt der Glasfenster nur von Holzgittern geschlossene Oeffnungen oder Erter mit zerlich geschnitzten Fenstervergüßeln, sogenannten Muskarabuchen, dem Licht und der Luft sehr behinderten Zugang gewähren. Neben weissen kastenförmigen niederen und höheren Häusern ragen mächtige Moscheen mit roth- und weißstreifig bemalten Facaden, hohen, von Thurm-galerien umgebenen, von Kugeln gekrönten Minarets und graziosen geformten, oft mit einer wahren Filigran-Arbeit in Stein überzogenen Kuppeln auf. Jene Schutzdächer, welche sich über die Straße spannen, werfen breite, von den Reflektoren goldig erhellte Schattenmassen über die Häuserwände und den ungepflasterten braunen Boden der Gasse, welche ein schreiendes, lärmendes, dichtes Gemisch von Menschen in leuchtenden starkfarbigen Trachten oder weissen Gewändern, von vornehmen prächtig Geflechten, von bespacten und von gerittenen Eseln und daneben laufenden Eseltreibern, von langsam schreitenden belasteten Kamelen, von nackten braunen Kindern, verschleierten Weibern, türkischen und arabischen Reitern auf edlen bunteschirzten Rossen, Händlern und fellachischen Händlerinnen mit Früchten, Gewaaren, Wasser in Schläuchen und allen Arten von Wagen belebt. Durch all dies Gedränge bahnen Vorläufer mit nachflatternden weiten weissen Aermeln und kurzen weissen Pluderhosen, laut schreiend den Weg für die eleganten schönbespannten Equipagen ihrer arabischen oder europäischen Herren und Herrinnen.

Die Augen sehen sich nie satt an diesem immer wechselnden, farben- und formenreichen Treiben; — am wenigsten Maleraugen. Unzählige Künstler haben Kairo, seit Egypten für Europäer zum bequem zu erreichenden, angenehmen Reiseziel und Aufenthalt geworden ist, besucht, und das, was sie dort mit Entzücken erfüllte, in Bildern wiedergegeben.

Viel von Kairos einstiger Schönheit ward in den letzten 14 Jahren unwiederbringlich vernichtet. Aber immer noch blieb der einzigen Stadt davon ein genügendes Maß, um ihren alten mächtigen Zauber auf die Malerpeelen und überhaupt Jeden zu üben, der malerisch zu sehen und zu empfinden vermag.

Mode-Notizen.

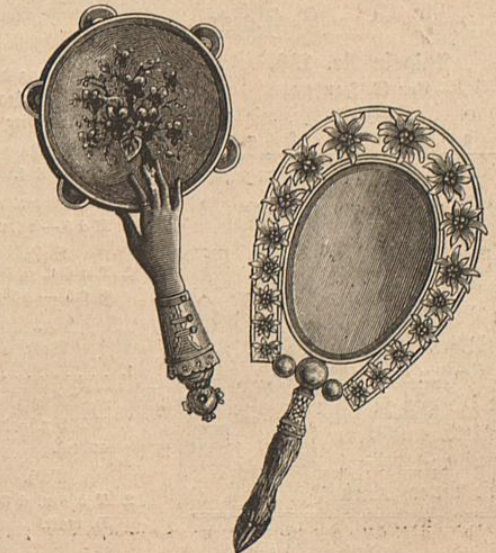
Unter all den tausend Giffions der Mode, die zur Hochsommerzeit in wahrhafter Ueppigkeit erziehen und gedeihen, ist dem Fichu der „succès du moment“ zuzusprechen. Zum Theil durch die leichten und graziosen Gewandungen diesjähriger Stoffe bedingt, verdankt es anderentheils seinen plötzlichen Aufschwung dem absoluten Regime der Spitzen; denn: Spitzen überall, Spitzen for ever! ist die Parole der jungen, eleganten Damenwelt, die an der Seine den malerischen Effect solcher Toilettenzuthaten momentan mit „plus fou“ charakterisirt. Spitzenfichus in Weiß, crème, éora, Lebergelb, Havannah, Grau und Schwarz, dann Fichus aus Batiststoffen, aus indischem Mull, ferner aus volle mit Spitzengarnitur und — als sensationelle Neuheit — Fichus aus bedrucktem indischem Mull und bedrucktem Brüsseler Tüll. Letztere beide Gattungen sind von besonders reizender Wirkung, zumal durch den Gegensatz zwischen den weichen und zarten Farben der blumigen Dessins und den lachenden, heiteren Tönen der passend vertheilten Bandschleifen. In diesen Toilettenproducten finden sich die verschiedensten Zeit-Epochen sehr friedfertig zusammen. Denn gleichzeitig vertreten ist das Fichu Marie-Antoinette wie das der Bourgeoise; das Fichu aus der Empirezeit und der Restauration; die englischen und venetianischen Kragenfichus, wie die daraus abgeleiteten, modernisirten Gestaltungen, denen einen Sondernamen zu geben vergebliches Mühen wäre. Uebrigens versteht man unter dem Collectivnamen „Fichu“ nicht nur jenes kleine, zierlich coquette Kragentuch, das nur die Schultern umschleiert und allenfalls bis zur Taille reicht; nein, wie im Arrangement und in stofflicher Beziehung außerordentlich verschieden, so differirt es auch in Größe und Form, erscheint vorn mit langen Schärpes und hinten kurz, pelerinenähnlich, gekreuzt, hinten mit faltigem Schopansatz und vorn kurz abschließend, kurzum ist Alles, nur kein regelrecht geordnetes, kein feig symmetrisches Kleidungsstück und doch in hohem Grade dazu angethan, der Toilette ein undefinirbares „je ne sais quoi“ von mobischer Grazie und Eleganz zu verleihen.

Wie ehemals die Mode einen gewissen Sport mit dem Zusammenstellen der blauen und rothen Farbe trieb, so scheint sie für die nächste Zukunft Gleiches mit Grün und Roth uns in Aussicht zu stellen. Changeant in Grün und Roth gilt dem Changeant des Blau und Roth ganz gleichberechtigt, und beide Arten werden besonders viel in tafotas glacé, tussor und Alpaca verarbeitet. Während zu den ersteren Stoffen gern Sammet als schmückende Beigabe gewählt wird, bleibt dem Alpaca die breite Tresse reservirt und zumeist dominirt darin das Roth. Daß vielfach die glatten Röcke und die gefalteten Bébétaillen für junge Mädchen an der Tagesordnung sind, haben wir bereits früher erwähnt; doch verdient gerade hier die Tresse, die zur Garnitur glatter, faltiger Röcke wol am Plage ist, ausdrückliche Erwähnung. Zumal sind es Reize- und Strandcostüme, die diesem Genre huldbigen und in Bezug auf Einfachheit und Anmuth durchaus zu empfehlen sind. Der Garnitur der Roben entsprechend pflegt auch der Reize- und Strandhut aus starkem Vast-, Binsen-, Strohz-, Hanf- oder Schnurgeschlecht mit breiter Tresse ausgestattet zu sein, eine Ausrüstung, die, wenn auch etwas exclusiv, so doch höchst praktisch ist und keineswegs Sorge und Zweifel um ihren Bestand aufkommen läßt. Hübsche Land-, Garten- und Strandhüte auch geben die gestickten und bedruckten Batiste, Satins und Fehprrs, die in Form von Helgoländern, Schuten, Glocken, je in Form der Kopfbedeckung der Campagna-bewohnerinnen, des uns bekannten italienischen Kopftuches, Schutz gegen den brennenden Sonnenstrahl gewähren sollen.

Die Mode des changeirenden Gewebes hat sich übrigens bereits auf die Tricotagen erstreckt. Diejenigen Modedamen, die gern dem Superlativ huldbigen, sind durch die Bemühungen einzelner Firmen nun glücklich in den Stand gesetzt, seidene gewebte Changeantstrümpfe, sowie seidene Changeanthandschuhe — in den Farben der Costüme — verwenden zu können. Vor einzelnen Fabrikanten, die dem billigeren Proceß des zweifseitigen Färbens anstatt dem des Webens unterworfen sind, ist indeß ernstlich zu warnen. Das Abfärben der Innenseite wirkt häufig sehr schädlich auf die Haut.

Wenn auch an einfacherer Toilette und namentlich zu Haus- und Reiseliebden der hochstehende Militärtragen immer noch en vogue ist, so schwindet dafür mehr und mehr die Garnitur „militaire“ in der Lingerie. Das weiße Leinen kommt als ziemlich enganschließender Krage und enge Manschetten wieder zu richtiger Würdigung. Gern auch wählt man die weiße Lingerie mit farbigem Leinensutter: blau, roth, gelb, was von recht hübscher Eigenart ist. Den Küssen ist damit indeß durchaus nicht Abbruch gethan. Die bessere Toilette bedarf ihrer vor wie nach und ist ihre Mannigfaltigkeit eher gewachsen als gemindert. Neu sind Küssen aus crêpe-lisse mit farbigem surah Plüßestreifen, die, den äußeren Abschluß bildend, der Farbe des Kleides entsprechen. Surahröllchen in mehrfacher dichter Folge auch als Abschluß der Crêperüsche, dann Derby- und Ramonrüschen (zweifarbig der Höhe nach) sind Novitäten.

Ein Handspiegel ist jeder Dame ein nothwendiges Toilettenrequisit, sei es daheim, sei es auf Reisen. Von besonders hübscher Form



1 u. 2



